

Maria hat einen miesen Tag, nicht nur wegen der Leiche, die ihren Urlaub bedroht, sondern auch wegen Carrie, ihrer verdrängt geglaubten Halbschwester von ihres Vaters heimlicher Parallelfamilie, die sie seit etwa 15 Jahren das erste Mal zufällig wiedergesehen hat. Doch mit ihrer Mutter erlebt sie eine noch wesentlich größere Überraschung, die Maria beinahe das Herz zerreißt ...

Maria wurde ihrem Vorsatz, keine Emotionen mehr zu zeigen, genau eine halbe Stunde später ein weiteres Mal untreu. Kaum hatte sie die Wohnung ihrer Mutter betreten, kaum war sie dort auf deren Betreiben im bequemen Lehnstuhl versunken, kaum war ihre Mutter in der Küche verschwunden, da schossen ihr auch schon die Tränen in die Augen. Denn es wurde dunkel, und ihre Mutter kam mit einer überdimensionalen, vor brennenden Kerzen strotzenden Torte herein.

Maria blhte die Backen, doch ihre Mutter drängte sie in die Polsterung zurück.

»No, Tesorino, warte. – Hoffentlich geht das jetzt.«

Sie drückte an der Fernbedienung für den DVD-Player herum. Was kam da jetzt? Ein Werbefilm von einem Geschenk? Ein Reisevideo vielleicht? Nein, ihre Mutter wusste, dass sie die Kanaren gebucht hatte. Mist! Sie hatte vergessen, wegen des Stornos zu telefonieren. Der Bildschirm wurde schwarz, der Film lief. Handgeschrieben in Volksschulschrift tauchte ›Tanti auguri di buon compleanno, cara Maria‹ auf. Dann wurde Räuspern und Summen hörbar, das Bild blendete auf, ihre sämtlichen italienischen Verwandten auf der Terrasse von Onkel Ricardos Hof, hinter ihnen der Sonnenuntergang über den Hügeln von Monte Antico. Onkel Ricardo hob die Arme, die anderen verstummten und richteten sich, steif in die Kamera blickend, in Formation aus. Claudio winkte schnell, Fiona beugte sich über ihn und drückte ihm den Arm wieder nach unten. Sie murmelte ihm eine Zurechtweisung ins Ohr. Nicht doch! Maria hob sacht die Hand Richtung Bildschirm und lächelte.

Unterdessen hatte sich Onkel Ricardo direkt vor die Kamera gestellt. Er verbeugte sich leicht, dabei bewegte sich sein massiger Weinbauernkrper elegant wie jener eines Rokokotnzers. »Questa canzone l'ho composta per te, per la nostra, cara e dolce Battagliera.«

Er verbeugte sich wieder leicht, ging zur Gruppe zurück und gab den Choreinsatz.

Maria konnte nicht mehr. Tränen kullerten ihr über die Wangen, auf den Hals, in den Rollkragenpullover.

Das Lied begann düster in Moll mit der Beschreibung der Taten eines Halunken, wechselte dann nach Dur, um lustig den erfolgreichen Einsatz der stolzen und alles besiegenden Kämpferin zu beschreiben. Es hatte sieben Strophen, immer noch wildere Bösewichter, dazwischen immer der glorreiche Sieg der Kämpferin. Beim vierten Mal Refrain summte ihre Mutter mit, beim fünften sangen sie beide die einprägsamen Verse mit, beim sechsten wurde Maria von ihrer Mutter hochgezogen. Sie klatschte und zwang Maria in einen ausgelassenen Tanz. Zuerst gelang es Maria nicht, den Rhythmus umzusetzen, ihre Glieder waren entsetzlich schwer, aber ihre Mutter ließ ihr keine Chance. Irgendwann machte es dann Klick, und das Gefühl von lange zurückliegenden Urlauben bei Onkel Ricardo kam hoch. Unbeschwert und fröhlich, voll Vertrauen in die Zukunft. Marias Gehirn öffnete

das Album Kindheitserinnerungen und kramte bunte Bilder hervor. Mit Andrea beim Fischefangen am See – als sie ihm erklärt hatte, so geduldig müssten auch Polizisten sein. Mit Luciano im kleinen Kino in Pagánico – wo sie sich wunderte, dass ihr die Filme auf Italienisch ein klein wenig etwas anderes erzählten als in Deutsch, einfach nur durch die Art der Sprache. Mit Fiona in ihrer Baumhütte im Wald – als sie Schilf rauchten und dabei vom tätowierten Prinzen auf der Harley Davidson träumten.

Maria und ihre Mutter hakten die Arme unter und wirbelten im Kreis, kamen aus dem Gleichgewicht, schwebten kurz gefährlich nahe über den Kerzen, lachten, wirbelten weiter, stapften, krakeelten. Und taumelten erschöpft auseinander, als Onkel Ricardo den Chor in einen wunderschönen Schlussakkord dirigierte. Maria tat es ihm gleich, der Ton schwebte sozusagen quer durch die Zeit und quer durch Europa, dann setzte sie punktgenau den Abschlag. Schlagartiges Wuseln der Familie, jeder versuchte, etwas in die Kamera zu sagen, neugierige Fragen, gute Ratschläge und die Aufforderung, sie doch wieder einmal zu besuchen, summten durcheinander. Claudio drängte sich nach vorn und winkte wieder in die Kamera, Maria winkte zurück. Sie wollte ihn hochheben und mit ihm Flugzeug spielen. Doch – es war ja nur ein Film.

Das Lächeln stahl sich von Marias Gesicht. Sie beugte sich über die Torte und blies die Kerzen aus. Der Fernseher summt und klickte. Stille.

»Mia Bambolina ...«

Maria fuhr herum und funkelte ihre Mutter an. »Mama, bitte, ich bin siebenunddreißig.«

Ihre Mutter zuckte kurz zurück, dann lächelte sie. »Entschuldige. So habe ich das nicht gemeint. Ich will nur nicht, dass du jetzt traurig bist. Komm, sei nicht traurig. Es ist dein Geburtstag.«

»Ich bin nicht traurig.«

Ihre Mutter sah sie mit jenem durchdringenden Blick an, den einfach nur Mütter haben. Mit diesem Blick, bei dem man sofort nackt und bloß wie ein Baby war. »Nein, natürlich nicht. Du wirst es ja wissen. Du bist ja eine erwachsene Frau.«

Maria verschränkte die Arme und konzentrierte sich. Sie wollte jetzt nicht lachen. Nein. Dieser hinterlistige Rückzug ihrer Mutter durfte nicht immer funktionieren. Doch da kam es schon. Das Lachen kitzelte bereits ihren Rachen, es versetzte bereits die Nase in Zuckungen. Maria prustete los. Ihre Mutter stimmte ein und umarmte sie, was Maria nicht nur geschehen ließ, nein, vielmehr drückte sie ihre Mutter ganz fest an sich. Langsam beruhigten sie sich. Ihre Mutter begann, sie ganz sacht zu wiegen. Wie ein kleines Mädchen. Und das tat gut. Maria schloss die Augen und atmete aus. Jedoch nicht bewusst und kontrolliert wie bei Sonjas Entspannungsübung, sondern gelöst und wohligh.

Ebenso sacht strich ihr die Mutter nun über die Haare. »Maria, ich weiß, es geht mich nichts an ...«

Oje, der klassische Beginn. Maria spannte sich an.

»... aber ich glaube, du solltest diesen – deinen Kollegen vergessen und dir endlich einen lieben Mann suchen, mit dem du ein paar Kinder bekommst. Du bist reif dafür.«

Die letzten Worte hatte sie ganz schnell gesprochen, als hätte sie Angst, unterbrochen zu werden.

Maria wollte sich schon heftig abstoßen – doch das Loslösen war erstaunlich ruhig und kontrolliert. »Was meinst du damit? Willst du damit sagen, dass ich alt werde?«

Puh. Maria gefror beinahe selbst ob ihres eisigen Tones.

Ihre Mutter wiegte den Kopf. »Na ja, ein junges Mädchen bist du nicht mehr unbedingt.«

»Danke, das wollte ich hören.« Maria wandte den Blick ab.

In ihrem Kopf herrschte Funkstille. Eigenartig. Die Wohnung wirkte nicht so zusammengeraut, so ordentlich wie sonst.

Ihre Mutter strich ihr eine Strähne hinters Ohr. »Du bist doch nicht glücklich. Das sehe ich. Und wenn du hundert Mal sagst, das ist die viele Arbeit. Das ist es nicht. Du bist unglücklich. Im Herzen. Eine Mutter sieht so was.«

Die Anspannung verwandelte sich in absolute Ermüdung. Ende des Kampfes. Ja, sie war alt. Und sie wurde immer älter. Sie ging mit Riesenschritten auf den Vierziger zu. Sie hatte genug gesucht und erprobt und ausgekundschaftet. Jetzt war es Zeit zu landen. Ja, theoretisch klang das gut. Aber praktisch? Da gab es noch ein kleines Problem.

Maria löste sich von ihrer Mutter, ging zwei Schritte zurück, schnaufte auf, verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Wenn du mir sagst, wo der Schalter ›Phillip aus‹ ist?«

Ihre Mutter schenkte ihr einen mitleidigen Blick, dann schüttelte sie den Kopf und schritt Richtung Küche. »Also, Kind, ich versteh dich nicht. So toll ist er auch nicht. – Und außerdem, wo bleibt dein Stolz? Eine Giuliani läuft keinem Mann nach.«

Wahrscheinlich war es diese Präpotenz, sie über die Schulter abzukanzeln, die Maria das Tabu brechen ließ. »Da bist du ja gerade die Richtige, mir das zu sagen.«

Ihre Mutter wirbelte herum, funkelte sie an. »Was meinst du damit?«

Maria fühlte eine Bösartigkeit in sich, die sie überraschte. Sie hatte es ihr nicht sagen wollen, doch sie hatte Maria provoziert. Mit ihrer eitlen Selbstzufriedenheit. Maria hob ihre Augenbraue. Ja, schau mich nur an. Das habe ich von ihm! Von meinem Vater! Das hast du mir oft genug gesagt! »Ich habe heute Carrie getroffen.«

Die Worte waren ihr ganz ruhig über die Lippen gegangen, und jetzt hingen sie wie eine trotzig Ohrfeige im Raum.

Ihre Mutter versteinerte. »Erwähne diesen Namen nie wieder in meiner Gegenwart. Hai capito?!«

Wahrscheinlich waren die Schinkenfleckerln so gut wie immer, doch tatsächlich schmeckten sie nach Pappe. Maria nahm eine weitere Gabel voll in den Mund, schob die Nudeln, den Schinken und den Käse ein paar Runden zwischen den Zähnen hin und her, schluckte die Pampe mit aller Kraft. Ein Schluck Wasser. Das Schweigen, das bereits eine halbe Stunde andauerte, war ihr mittlerweile unerträglich. Warum nur hatte sie die Attacke geritten? Ihre Mutter wollte sich ganz einfach nicht damit auseinandersetzen, das war ihr gutes Recht. Andererseits, es war so lange her. Vielleicht würde es Mutter auch nicht mehr wehtun, wenn sie endlich einmal so brutal mit den Tatsachen konfrontiert würde wie heute Maria. Und vielleicht war es dann auch schön, wieder einmal ausführlich über Vater zu reden, gemeinsam darüber zu lachen, wie er mit dem Bierschaum auf der Oberlippe den Kaiser Franz Joseph nachgeahmt hatte. Wie er jedes Mal mit Hingabe aus allen Tellern die richtigen

Lettern der Buchstabensuppe herausgesucht hatte, um ›Das Leben ist schön‹ zu schreiben. Wie er immer beim sonntäglichen kalten Abendessen Rosen aus den Paradiesern gezaubert hatte. Ja, denn das alles hatte er sicher auch bei Carrie und ihrer Mutter gemacht. Hatte er es deshalb bei ihnen weniger gemacht? Hatten sie deshalb weniger gelacht? Hatten sie ihn deshalb weniger lieb gehabt? Maria kratzte aus der Auflaufform Käse heraus. Ihre Mutter reagierte nicht auf die von ihr gehasste Unart. Ihr Gesicht war steinern und dennoch – ja, dennoch wunderschön. Ihre Mutter war noch halbwegs jung, noch nicht einmal sechzig Jahre. Sie könnte sich noch einen netten Mann suchen, mit dem sie noch ein paar Dinge anstellte, bevor sie nicht mehr konnte. Doch solchen Emotionen hatte sie sich seit damals immer verschlossen. Bei jedem einzelnen Verehrer war es das Gleiche gewesen. Ihre Mutter hatte ihn wie einen Vibrator benutzt und ihn dann eiskalt am ausgestreckten Arm verhungern lassen. Auch wenn sie das nicht zugab. Offiziell hatte ihre Mutter nämlich nicht einmal das Bedürfnis nach Sex. Das war doch kein Weg, sich selbst einfach kalt auf Basisbetrieb runterzudrosseln. Nein, das war kein Weg. Für keine von ihnen beiden. Sie musste ihre Mutter dazu bringen, sich mit der Vergangenheit zu konfrontieren. Das ging aber nur, wenn sie nicht mehr stritten.

»Mama, es tut mir Leid.«

Ihre Mutter verharrte im monotonen Gabeltanz, nickte, stand auf, nahm ein verdächtig kleines Päckchen vom Couchtisch, reichte es Maria und aß weiter.

»Danke.«

Maria hielt das Ding in ihren Händen und sah ihre Mutter an, die den Blick noch immer gesenkt hielt. Sie breitete schützend die Hände über das Geschenk, beugte sich vor, linste von unten, zog Grimassen.

Ihre Mutter bemühte sich redlich, schließlich entschlüpfte ihr aber ein Grinsen. »Alles Gute, mia Bambolina.«

Sie lächelten sich an.

Maria öffnete geschwind das Päckchen und erstarrte. »Dein Rubinring!«

Ehrfurchtsvoll steckte sie ihn an. Er war einfach traumhaft. Maria wusste gar nicht mehr, wie oft sie ihn schon heimlich anprobiert hatte, und jetzt, jetzt gehörte er ihr! Wieso eigentlich? »Aber Mama, das ist doch dein Verlobungsring.«

Ihre Mutter schob die Teller zur Seite, die Torte in die Mitte und schnitt sie an, als wäre nichts geschehen.

»Warum, Mama?«

Ihre Mutter schob ihr den Teller mit der Torte hin, dann nahm sie Marias Hand. »Der Ring ist – ich will, dass du auf dich aufpasst. Du sollst – du sollst nicht so verletzt werden wie ich. Der Ring ist – sozusagen ein Notizzettel. Und außerdem – wie oft hast du ihn schon heimlich probiert? Hm?«

Der bemüht neckische Ausdruck im Gesicht ihrer Mutter bedeutete, dass sie die Diskussion für beendet erklärte. Anfallsartig überkam Maria große Zärtlichkeit. Ihre Mutter machte sich wirklich Sorgen. Das wiederum machte Maria Sorgen. Bei Karl, den ihre Mutter nie hatte leiden können, wäre sie nie auf die Idee gekommen, ihr den Ring zu schenken. Marias Ex hatte sie immer nur lächerlich gemacht. Marias Gefühle für Phillip fürchtete sie

offensichtlich. So sehr hatte sie also Vater geliebt. So sehr liebte Maria Phillip. Unwillig und unwillkürlich schüttelte sich Maria. Nein, nein, das war ein gewaltiger Irrtum. Das war doch nicht vergleichbar. Oder doch? Maria steckte den Ring an den Finger. Wenn sie ihn ins Licht drehte, leuchtete der Stein wie eine brennende Ampel. Er hatte eine verheißungsvolle Tiefe, so wie – Phillips Augen – na ja, vielleicht war so eine Warnblinkanlage doch nicht so schlecht.

Maria lächelte ihre Mutter an, formte ein lautloses ›Danke‹ und stach die Torte an. Was für ein eigenartiger Geburtstag. Und er wurde noch eigenartiger.

»Mama, du, der Kuchen, der schmeckt irgendwie anders. Hat Svetlana ein neues Rezept ausprobiert?«

Wieso hielt ihre Mutter den Blick gesenkt?

»Was ist mit Svetlana?«

Ihre Mutter faltete die Hände und sah leidend hoch. »Ich habe ihr gekündigt.«

»Was? Wieso denn das? Ich meine, jetzt? So plötzlich? Ich meine, nach zwanzig Jahren!«

»Sie hat mich bestohlen.«

Maria glaubte, sich verhöhnt zu haben. Aber doch, das Wort war ›bestohlen‹. Sie schaute ihre Mutter genau an, da war kein Anzeichen von einem Scherz. »Das ist doch Quatsch, Mama, wieso sollte dich Svetlana nach all den Jahren – was hat sie denn angeblich gestohlen? «

»Meine Geldbörse.«

»Also Mama, wirklich, du wirst sie verlegt haben. Oder verloren. Gibt's irgendeinen Beweis dafür, dass Svetlana sie hat?«

Ihre Mutter begann, wie ein Automat den Kuchen in sich hineinzustopfen. »Mir schmeckt er.«

»Gibt es einen Beweis? Hat sie es gestanden?«

Nichts. Nur das Geräusch der mahelnden Zähne.

»Mama! Gibt es einen Beweis?«

Ihre Mutter schleuderte die Kuchengabel auf den Teller, dass die Brösel in alle Richtungen stoben. »Beweis! Beweis! Wer sonst, wenn nicht sie! Und außerdem – sie hat Branco eine Lederjacke gekauft!«

Maria lachte. Es fühlte sich allerdings mehr wie Weinen an. »Und das hat sie mit deinem Einkaufsgeld gemacht. Sicher. « Und sofort wieder ernst. »Ich will, dass du dich bei ihr entschuldigst. Ich kenne kaum jemanden, der so korrekt wie Svetlana ist. Wie hat sie überhaupt reagiert auf diese – auf deine Frechheit?«

»Frechheit? Jetzt bin auch noch ich die Böse? Jahrelang, jahrelang habe ich sie unterstützt ...«

»Unterstützt? Das war ein Geschäft! Du hast sie bezahlt, und dafür hat sie dir den Dreck weggeräumt!«

»Unterstützt habe ich sie! Und jetzt das! Das tut weh. Das tut mir weh! Und jetzt stellst du mich als die Böse hin! Mein Vertrauen hat sie missbraucht. Ganz mies und hinterhältig. Questa Figlia di puttana! Aber so ist das ja immer mit denen.«

»Mit wem?«

»Na, mit diesen Ausländern. Der Pollak hat schon Recht. Die kommen wie die Heuschrecken über uns. Überall sind sie. In der Straßenbahn, hörst du da noch ein einziges deutsches Wort? Überall, überall sind sie. Nirgends ist man mehr sicher. Diese – diese Ostbanden haben schon in vier Wohnungen bei uns eingebrochen. Ich kann gar nicht mehr schlafen. Ich kann überhaupt nicht mehr schlafen, so eine Angst habe ich! Und sie wissen immer ganz genau, wo die Wertsachen sind. Woher wissen die das? Ich sag es dir. Die bekommen Tipps. Ja, Tipps bekommen die. Von irgendwelchen Installateuren. Von diesen Zettelausträgern. Von den Putzfrauen. Die stecken doch alle unter einer Decke. Alle stecken sie unter einer Decke.«

»Mama!«

»Ach was. Wahrscheinlich hat ihnen das Geld nicht mehr gereicht, das sie nach Hause geschickt bekommen haben. Geld, das ihre – ihre Spione nur verdient haben, weil sie sich wie ein Krebsgeschwür überall hineingesetzt haben. Uns haben sie die Arbeit weggenommen!«

»Mama, du hast den Job verloren, weil du einen Bandscheibenvorfall gehabt hast. Schon vergessen? Eine Pflegerin, die nichts heben kann, ist irgendwie fehl am Platz.«

»Du bist so naiv, Kind, du bist so naiv. Du hast wirklich keine Ahnung. Das hat nichts mit meinen Bandscheiben zu tun, oder bin ich ein Krüppel? Bin ich ein Krüppel? Nein! Sie haben die Philippininnen genommen, weil sie unter dem Kollektiv arbeiten. Ja, so schaut es aus. So schaut es aus. Wir haben Jahre dafür gekämpft, und dann kommen die und setzen sich rein wie die Maden im Speck. Aber das reicht ihnen ja noch nicht. Jetzt klauen sie uns auch noch den Rest. Ste Carogne! Vergasen sollte man die alle!«

»Mama!«

»Che? Tu nicht so. Bei deinem Verein gibt es genug, die auch so denken. Du mit deinem liberalen Gehabe. Das hast du von deinem Vater. Wie dein Vater! Die Arme so weit ausgebreitet, und jeder ist willkommen. Aber es gibt Grenzen.«

Ihre Mutter war aufgesprungen und beugte sich über den Tisch. Ihr Gesicht war zu einer Fratze verzerrt.

Langsam erhob sich auch Maria. »Von welchen Grenzen sprichst du denn jetzt genau?«

Ihre Mutter schnaubte. »Das Boot ist voll.«

»Der Spruch ist vom vorletzten Wahlkampf. Der ist alt.«

Sie blitzten einander an. Das durfte doch nicht wahr sein, ihre Mutter hatte sich heimlich zum Fan – was hieß Fan? – zur heißen Jüngerin von diesem Rechtsaußen-Heini Pollak entwickelt. Wie hatte sie das nur nicht bemerken können?

»Maria, es ist Zeit, dass du erwachsen wirst und die Welt so siehst, wie sie ist. Dass ich dir das sagen muss! Du bist bei der Polizei.«

»Und du bist selber Ausländerin.«

Ihre Mutter zog die Mundwinkel nach unten und schob das Kinn nach vorne. »Ich bin Italienerin. Das ist etwas ganz anderes. Etwas ganz anderes. Und ich bin Österreicherin. Seit vierzig Jahren.«

»Und Svetlana ist es seit fünfzehn Jahren.«

»Weil sie geheiratet hat.«

»Du auch, Mutter! Ich versteh dich nicht, was ist plötzlich los mit dir? Warum ...?«

»Gar nichts ist los. Niente. Niente! Aufgewacht bin ich. Das ist los. Und du wirst schon auch noch einsehen müssen ...«

»Gar nichts muss ich. Du musst was. Ja, du musst was. Du wirst dich bei Svetlana entschuldigen und deine verdammte Geldbörse suchen. Hörst du mich? Du suchst deine verdammte Geldbörse und entschuldigst dich bei Svetlana!«

»Du erteilst mit keine Befehle. Ich bin immer noch deine Mutter, hörst du?!«

»Mutter?! Eine miese Verhetzerin bist du!«

»So redest du nicht mit mir ...«

»Oh doch, so rede ich nämlich mit allen Rassisten.«

Ihre Mutter hob die Hand, verharrte, senkte sie wieder langsam.

Maria packte ihre Handtasche, ihre Jacke, schleuderte die Hausschuhe von sich, schlüpfte in die Timberlands, ohne sie zuzuschnüren, raste aus der Wohnung und stolperte zwei Stockwerke hinunter. Dann ging das Ganglicht aus. Sie ließ sich auf die Treppe fallen und schluchzte haltlos.